

Marlies Kemptner

ALLES WIRD GUT

Und plötzlich hieß es: „Leukämie“!

Inhalt

<i>Prolog</i>	5
<i>Plötzlich und unerwartet</i>	7
<i>Wer ist Tina?</i>	19
<i>Alles wird gut</i>	34
<i>Suche nach XY</i>	41
<i>Neubeginn</i>	57
<i>Was nun?</i>	69
<i>Besuch von der Insel</i>	72
<i>Zweiter Anlauf</i>	81
<i>Kurz in die Schweiz</i>	91
<i>Krisengespräche</i>	105
<i>Rückzug und Ängste</i>	119
<i>Im Vincentius</i>	136
<i>Trommel und Rassel</i>	149
<i>Unterlengenhardt</i>	161
<i>Höhen und Tiefen</i>	181
<i>Letzte Station</i>	200
<i>Warum?</i>	220
<i>Nachwort</i>	223

Prolog

Ich kann nicht schlafen.

Hinter den geschlossenen Augen gibt es keine Stille. Es reiht sich Bild an Bild. Eine endlose Folge von Sequenzen, die ich nicht anhalten kann. Sie drängen sich mir auf und besetzen meinen Kopf.

Ich verändere meine Lage, drücke mein Gesicht auf das Kissen und fühle die unendliche Schwere in meinem Körper. Ich möchte fallen. Einfach nur fallen in ein samtenes Schwarz, wo das denken aufhört.

Da sind die Schläge der Kirchenglocken. Die zweite, die dritte Stunde nach Mitternacht. Ich stehe auf und trinke in der Küche ein Glas Wasser. Am Fenster atme ich die kalte feuchte Luft. Kein Stern ist am Himmel in dieser Novemberrnacht, nur der Mond mit seinem kalten Glanz. Um ihn herum jagen sich graue Wolkenfetzen und zerfließen auf dunklem Grund.

In meiner Brust ist ein Schrei gefangen. Meine Hand liegt auf meinem Nachthemdausschnitt. Seit Tagen kann ich nicht richtig durchatmen. Ich zittere von all dem Elend in mir. Die Gedanken in meinem Kopf kommen nicht zur Ruhe. Sie sind wie wild gewordenen Pferde, die sich nicht zähmen lassen.

Ich bin meinen Vorstellungen ausgeliefert. Sie bedrängen und beklemmen mich. Ich weine leise, über das, was uns geschehen ist. Wie kann ich mich davon lösen? Was kann ich tun, dass es da innen drin in mir etwas Ruhe gibt?

Ich schließe das Fenster und setze mich an meinen Schreibtisch. Ich fahre den Computer hoch und sehe auf die weiße unberührte Schreibfläche.



Ein Text fällt mir ein von dem großen irischen Dichter John O. Donohue.

„Am Tag, an dem die Last auf deinen Schultern unerträglich wird. Und du strauchelst, möge die Erde tanzen, dir das Gleichgewicht wiedergeben. Und wenn deine Augen hinter grauen Fenstern zu Eis erstarren.

Und das Gespenst des Verlust sich in dich einschleicht, möge ein Schwarm von Farben, Tiefblau, Rot, Grün und Azur, herbeikommen dich auf einer Au der Freude aufzuwecken.“

In der Zeit liegt unaufhörlich Abschied und Neubeginn.



Plötzlich und unerwartet

„Die Gegenwart ist das Letzte des Vergangenen und das erste des Kommenden zugleich. Jedem Ankommen wohnt ein Abschied inne, weil es kein Bleiben gibt.“

Anette Ayasse

Juli 2006

Unser Sommerurlaub führte uns durch Spanien und Frankreich. Wir verbrachten eine Nacht in unserem Wohnmobil an der Mittelmeerküste zwischen Port Vendres und Canet Plage.

Rechts von uns lag das Meer und auf der anderen Seite brauste ohne Unterlass die Kolonne von Fahrzeugen Richtung Narbonne. Es war ziemlich heiß und unbequem in unserem schmalen Bett. Ich überlegte, ob ich mir nicht einfach eine Decke nehmen und mich auf den warmen Sand am Strand legen sollte. Allein war ich nicht mutig genug. So lauschte ich auf das Rollen der Fahrzeuge und auf den Atem meines Mannes. Seit vielen Wochen waren wir unterwegs. Eine abenteuerliche Strecke hatten wir zurückgelegt. Über Chartres an die Küste der Normandie. Dann von Mont St. Michel über La Rochelle bis Biarritz. Über die Berge der Pyrenäen kamen wir wieder zurück ans Meer. Wir waren satt von den Eindrücken einer fremden, wilden Landschaft und genossen die Freiheit des unkonventionellen Reisens.

Beim Frühstückskaffee erreichte uns ein Anruf unserer jüngsten Tochter. Ich beobachtete meinen Mann, wie er in das Handy sprach und sich ein Ausdruck von Schreck und Ungläubigkeit auf seinem Gesicht zeigte. Was uns unsere Tochter so früh am Morgen mitteilte, war der plötzliche Tod eines guten Freundes. Hermann war im Büro an einem Herzinfarkt verstorben, wurde uns berichtet.



Unfassbar. Hermann war tot. Vor ein paar Monaten erst, war Willi, mein Mann, mit ihm und anderen Freunden, entlang der Lahn auf einer Radtour gewesen. Und vor ein paar Wochen bevor wir in Urlaub fuhren hatten wir ihn mit Hannelore, seiner Frau und meiner Freundin, in unserem alten Dorf getroffen. Und jetzt sollte Hermann tot sein?

Die Gedanken hämmerten im Kopf. Die Ordnung des Tages war durcheinander geraten. Die Leichtigkeit mit der wir die letzten Wochen gelebt hatten war durch die Schreckensnachricht verflogen.

Am späten Vormittag setzten wir unsere Reise fort in Richtung der Ardeche, wo wir die berühmte Schlucht „Georges de Tarn“ durchfahren wollten. Unsere Gespräche während der Fahrt drehten sich um unseren verstorbenen Freund. Wir erinnerten uns an das Leben in dem kleinen Dorf wo Hermann und Hannelore erst Nachbarn und dann gute Freunde von uns wurden, zu denen wir, auch nach dem Umzug in die Stadt, weiter guten Kontakt hielten.

Ich dachte an meine Freundin, welche Gefühle sie jetzt überfluteten und was sie jetzt an, über sie hereinbrechenden, Gefühlen aushalten musste. Einen Tag später rief ich sie an. Hilfloses Wortgestammel am Telefon. Was konnte man sagen, wie die eigene Betroffenheit ausdrücken, angesichts von solch einem schlimmen Ereignis.

Ich verabedete mit meinen Töchtern Tina und Eva, dass sie beide stellvertretend für die ganze Familie zur Beerdigung gehen würden. Willi und ich wollten nach unserer Rückkehr das Grab unseres Freundes besuchen. Zutiefst erschüttert setzten wir unsere Fahrt Richtung Heimat fort. Unser Wohnmobil war ständig in Bewegung. Kleine französische Städtchen wie Millau



und Mende luden zum einkaufen und flanieren ein. Wir besorgten ein paar Dinge für Zuhause. Duftende Seifen, Rotwein und in Gläsern eingemachte Rillettes und Pasteten.

Am Tag von Hermanns Beisetzung besuchten wir die Kathedrale in Mende. Im Halbdunkel des Chorraumes, wo sich einzelne Sonnenstrahlen durch das Rot und Blau der Kirchenfenster stahlen, zündeten wir vor der Madonnenstatue, in Gedanken an den Verstorbenen, ein paar Kerzen an. Am selben Abend schrieb ich meiner Freundin einen Brief.

Wörter wirbelten in meinem Kopf. Witwe, Beileid, Bestattung. Begriffe die sich so fremd und ohne Inhalt anfühlten. Ich schloss den Brief mit dem Satz, dass jeder Tod uns zeige wie überaus wichtig es ist, dass wir uns im Leben immer wieder unserer Liebe versichern. Wir waren noch anderthalb Wochen unterwegs, bei schönstem Wetter und immer neuen Landschaften. Meine Augen sahen das alles aber in meinem Herzen war eine Melancholie die alles trübte. Über der Sonne lag der Schatten des Todes mit dem wir Menschen so wenig umgehen können. Zuhause angekommen, nachdem unser Wohnmobil versorgt, alles ausgepackt, verstaubt und ein erstes Treffen mit unseren Mädchen stattfand, verabredeten wir einen Besuch bei Hannelore um mit ihr zusammen zum Friedhof zu gehen. Unsere beiden Töchter wollten uns noch einmal begleiten. Ich hatte einen Kranz aus Feldblumen bestellt und gemeinsam fuhren wir in unser altes Dorf, unserem früheren Wohnort, um unserem Freund die letzte Ehre zu erweisen.

Ich hatte für Hermann einen Brief verfasst um ihn so ganz persönlich anzusprechen. Ich las den Brief am Grab vor. Wir weinten und starrten auf die vielen farbigen Kränze und Schalen. Ein Berg von Blumen, der ausdrückte, wie bekannt und beliebt



Hermann in seinem Dorf gewesen war. In Hannelores Wohnzimmer machten wir eine Nachlese. Wir tauschten Gedanken aus, sahen aktuelle Familienbilder und alte Fotografien an. Wir sprachen von früher, als wir noch mit im Dorf wohnten und unsere Kinder nebeneinander heranwuchsen. Spät am Abend fuhren wir durch die ländlichen Straßen heim in unsere Stadt, noch immer den Schrecken vor Augen, noch immer war da die Unmöglichkeit des Akzeptierens, dass ein lieber Mensch aus unserem Kreis, nun einfach nicht mehr da sein sollte.

Unser Alltagsleben bestand seit ein paar Monaten aus vielen neuen Freiheiten. Mein Mann hatte seinen Handwerksbetrieb an unsere Tochter Eva abgegeben, die sich mit viel Elan als gelernte Malermeisterin um ihre Kunden kümmerte. Christian, unser Jüngster, studierte in Bayern Maschinenbau.

Wir sahen uns nicht oft. Doch regelmäßiges Telefonieren hielt uns auf dem laufenden wie das Studium so voranging und wie er mit seinem Studentenleben klar kam. Unsere beiden Mädchen wohnten in der Nähe, in einem anderen Teil der Stadt in zwei Wohnungen übereinander. Jede hatte eine nette Mitbewohnerin um die Mietlast zu teilen.

Zwischen den beiden Wohngemeinschaften gab es oft ein reges Treffen zum Frühstück, zum Kochen, zum Frauenklatsch. Unsere Tochter Tina arbeitete als Wirtschaftskorrespondentin in einer großen amerikanischen Firma die Brennelemente herstellte. Tina war sehr zufrieden mit ihrem Job. Ihre Englisch und Spanischkenntnisse kamen ihr da sehr zugute. Sie hielt Kontakt zu vielen der Außendienstmitarbeiter in anderen Ländern. Ihr Aufgabebereich gefiel ihr gut und auch den Kollegenkreis schilderte sie als eine super Mannschaft. Eva, die Jüngere, kam jeden Tag zu uns ins Haus, weil dort auch ihre Malerwerkstatt war. Sie fand



sich stets zum Frühstück und nachmittäglichen Kaffee ein. So waren wir als Eltern immer auf dem Laufenden. Ich telefonierte mit Tina regelmäßig. Einmal in der Woche kam sie zum Abendessen heim und erzählte Neues aus ihrem Arbeitsleben, von ihren Freundinnen und was sie und ihr Freund Joe vorhatten.

Sie war neunundzwanzig, umgeben von einem ausgesprochen großen Freundeskreis. Ständig war sie verabredet, mit Angie und Kathi, mit Eva M. mit Susi, mit Fränzi oder nach der Arbeit mit einer ihrer Kolleginnen; Nadine, Manu, Dagmar, oder Renate. In ein paar Wochen wollte ich mit meinen Töchtern noch einmal eine kleine Reise machen. Ende September sollte es mit dem Flieger nach Griechenland gehen. Ein all inclusive Angebot hatten wir schon gebucht. Eine Woche wollten wir drei Frauen es uns richtig gut gehen lassen. Wir sprachen darüber und überflogen noch einmal die Reiseprospekte.

Ende August schlug das Wetter um und Tina klagte über Halsweh, das sich zu einer kräftigen Angina entwickelte. Besuche beim Hals-Nasen-Ohrenarzt standen an. Sie nahm Medikamente ein. Als die Entzündung abgeklungen war schien alles in Ordnung zu sein. An einem Sonntag saßen wir alle um unseren großen ovalen Tisch. Wir tranken Kaffee und plauderten mit Eva über ihre Aufträge und Kunden, mit Tina über die Neuigkeiten bei Freundinnen und Kollegen. Wir Eltern erzählten über unsere Urlaubserlebnisse. Die aufregende Fußballweltmeisterschaft war gerade zu Ende gegangen und unsere Töchter schwärmten welch Supersommer, das gewesen war und welch eine Stimmung unter den jungen Leuten in der Stadt. Ich schnitt selbstgebackenen Apfelkuchen auf und freute mich an der Fülle des Lebens, am ruhigen Geplauder miteinander und dass wir drei sehr unternehmensfreudige und unterschiedliche Kinder hatten.



Noch immer war Sommer. In meinem kleinen Vorgarten blühten die Hortensien. Über die Mauer quoll der Efeu und blauer Rittersporn streckte sich zwischen dem Spalierobst.

Es war schrecklich, was meiner Freundin Hannelore durch den Verlust ihres Lebensgefährten widerfahren war. Um so mehr sah ich auf das Glück unserer kleinen Familie. Alles war gut. Wir hatten keine Ahnung, dass am Schicksalshimmel eine ziemlich dunkle Wolkenfront aufzog. Tina klagte, dass sie sich schlapp und müde fühlte. Waren das noch Nachwirkungen ihrer gerade überstandenen Angina? Gab es zuviel Stress im Büro? Hatte sie die letzten Wochen zu viel gefeiert, zuviel Alkohol getrunken und wenig geschlafen? Versorgte sie sich ausreichend mit Vitalstoffen?

An einem Mittwoch nach der Arbeit besuchte sie uns. Zu unserer Wohnung führten zwei Treppen. Schwer atmend kam sie im Wohnzimmer an. Wie sollten wir uns ihre Erschöpfung erklären? Während ich Kaffeewasser aufstellte, fiel mir ein, dass ich tags zuvor in einem Supermarkt, ganz spontan ein angebotenes Blutdruckmessgerät gekauft hatte. Keiner in der Familie hatte Blutdruckprobleme aber ich dachte, so was daheim zu haben konnte ja nicht schaden. Ich holte das Gerät herbei und legte Tina die Manschette an. Die Blutdruckwerte die angezeigt wurden, waren alarmierend. Einfach nicht normal. „Du gehst morgen sofort zu einem Internisten“, drängte ich. Aus dem Branchenbuch suchte ich einen Arzt heraus, der bei ihr um die Ecke seine Praxis hatte. Tina versprach gleich am nächsten Tag dort hinzugehen. Der Arzt machte ein großes Blutbild und äußerte den Verdacht auf „Pfeiffersches Drüsenfieber“ berichtete mir meine Tochter am nächsten Mittag am Telefon. Freitag früh sollte sie wegen der Blutwerte noch einmal anrufen.

An diesem Freitag war ich vormittags auf dem Markt unterwegs. Am Gemüsestand traf ich eine Nachbarin und unterhielt



mich mit ihr. Wir kamen auch auf die Kinder zu sprechen, ich erzählte von Tina und dem Verdacht auf dieses „Pfeiffersche Drüsenfieber“. Ihre Tochter hatte die Erkrankung vor Jahren durchgemacht. Unheimlich schlapp, müde und entkräftet habe sich das Mädchel damals gefühlt. „Das wird es auch bei Tina sein“, verabschiedete ich mich. Ich ging den Weg nach Hause nichts ahnend welche Katastrophennachricht dort auf mich wartete. Beim Öffnen der Haustür kam mir mein Mann schon die Treppe entgegen. Ich habe dich schon gesucht. „Wir müssen sofort ins Krankenhaus. Bei Tina besteht der Verdacht auf Leukämie.“

Ich ließ meine Einkaufstaschen im Hausflur stehen. Wir stiegen sofort ins Auto und in weniger als zehn Minuten waren wir in der Klinik. Wir fanden unsere Tochter auf einem der Gänge, auf einem Stuhl. Hier sollte sie mit uns warten, bis sie aufgerufen würde. Wir sahen einander an, umarmten uns. Tina weinte nicht. Fassungslosigkeit stand in unseren Gesichtern. Was sollte nun werden? Was war das für eine Krankheit? Nach unserem Kenntnisstand wussten wir nur, dass es etwas schlimmes und bedrohliches war. Jeder in seine Gedanken versponnen, harrten wir fast eine Stunde auf den Plastikstühlen aus. Jeden Moment sollte der Arzt kommen. Er würde uns aufklären, die Fakten darlegen, Prognosen stellen, uns Mut machen.

Möglicherweise war alles ein Irrtum schoss es mir durch den Kopf. Einen klaren Gedanken konnte ich gar nicht fassen. Alles wirbelte durcheinander. Ich knetete die Hände, drehte an meinen Ringen. Ich legte den Arm um meine „Große“ und unterdrückte ständig den Impuls loszuweinen. Endlich kam jemand und führte uns zu einer Sitzgruppe in einem anderen Gang. Ein Arzt mit dunklen, welligen Haaren führte ein sogenanntes Aufklärungsgespräch. Er sah auf seine Akte und eröff-



nete uns ein paar Zahlen über Normwerte und Tinas getestete Ergebnisse. Der Verdacht auf Leukämie habe sich bestätigt. Eile wäre geboten. Trotz des Beginns des Wochenendes wollte man noch am gleichen Nachmittag eine erste Chemotherapie verabreichen. Die genaue Diagnose war: „Akute Myeloische Leukämie.“ „Sie sind jung“, sagte der Arzt zu meiner Tochter gewandt. „Ihre Chancen stehen nicht schlecht. Es gibt Maßnahmen und sehr erfolgreiche Therapien.“ Er raschelte mit seinen Unterlagen und rief einen Pfleger, der uns zur Station und in ein Krankenzimmer begleiten sollte.

„Auf welchen Zeitrahmen müssen wir uns einstellen?“ fragte ich noch. „Sechs bis neun Monate“, sagte der Arzt im Gehen. Sein weißer Kittel war gestärkt und makellos. Er nickte uns noch einmal zu und verabschiedete sich. Der Pfleger brachte uns per Aufzug ins Erdgeschoss. Wir betraten das Krankenzimmer. Tina bekam ein Bett am Fenster zugewiesen. Eine zweite, etwas ältere Patientin befand sich mit im Zimmer. Es sollte sofort ein ZVK gelegt werden, ein sogenannter zentraler Venenkatheder. Hierzu sollte ein kleiner Schnitt in die Halsschlagader gemacht werden. Welch eine Vorstellung! Angst kroch mir den Nacken hoch. Ich verstand überhaupt nicht was da jetzt alles vorging und hatte das dumpfe Gefühl in einer Falle zu sitzen.

Jetzt war noch eine letzte Möglichkeit zu fliehen, die Klinik zu verlassen. Wohin? Wozu? Ich äußerte meine Bedenken in dem Halbsatz. „Und eine andere Klinik, etwas Ganzheitliches?“ Mein Mann winkte ab und Tina schüttelte energisch den Kopf. Welch ein Quatsch. Hier saßen wir doch bei den Spezialisten, an der Quelle modernstem medizinischen Wissen. Eine Universitätsklinik in die Menschen von überall her kamen, die einen ausgezeichneten Ruf hatte und bedeutende Kapazitäten von Ärzten.



Wenn überhaupt, so waren wir hier am besten aufgehoben, so die Antwort auf meinen zaghaften Einwand.

Eine Schwester holte unsere Tochter für den anstehenden Eingriff ab. Während wir warteten, kamen zwei von Tinas Freundinnen Angie und Susi im Laufschrift an. Willi und ich verzogen uns mit den beiden in die Cafeteria. Wir rührten in unseren Kaffeetassen, erklärten den Freundinnen kurz den Verlauf bis jetzt und saßen dann da, mit völlig ratlosen Gesichtern.

Der kleine Eingriff war bald erledigt. „Halb so schlimm“, lächelte Tina. Gleich würde die Krankenschwester mit der ersten Chemo kommen. Gleich würde etwas getan werden, um den Fortgang der Krankheit zu stoppen. Unsere Tochter war neunundzwanzig. Sie war blass mit einer Menge Sommersprossen und halblangen, mit Henna rot gefärbten, Haaren. Ich sah auf meine „Große“ wie sie in Jeans und T-Shirt auf der weißen Klinikbettwäsche lag. Ihre Turnschuhe standen unter dem Bett. Auf dem Nachttisch lag das Handy und ihre schwarze Handtasche, daneben eine Flasche Wasser, eine Kanne Tee und ein Tablett mit dem Abendessen. Ich wandte mich der Frau zu, die im Nachbarbett lag. Ich stellte ein paar Fragen. Wie sie die Chemo vertrug, so was in der Richtung. „Schlecht, sehr schlecht“, klagte sie. Ihr Mund habe sich entzündet. Sie nahm ein mit Watte umwickeltes Stäbchen, das sie in eine Lösung tauchte und tupfte sich damit die Mundschleimhaut ab. Ich betrachtete sie entsetzt. Was würde da auf uns zukommen? Was würde unsere Tochter alles aushalten müssen?

Eine Schwester kam um die erste Chemotherapie anzuhängen. Ich drückte die Hand von Tina und starrte auf die Flasche. Die ersten Tropfen nahmen ihren Weg durch den schmalen Schlauch bis in die Halsvene. In meinem Kopf pulsierte nur ein Gedanke.



Welch ein Gift flößen sie ihr nun ein? Ich hielt nichts von Chemotherapie. Ich kam mit der Vorstellung nicht zurecht, dass ein kranker Körper durch zusätzliche Zellgifte gesund werden sollte. Da war einfach nur ein Gefühl in mir, dass dieses Verfahren, ein grober, unnatürlicher Akt war.

Aber was wusste ich schon? Hier war sie in Händen von studierten Fachleuten, die sich mit diesem Krankheitsbild genau auskannten. Ich hatte wirklich keine Ahnung. Und Begriffe wie Leukozyten, Thrombozyten und so weiter, waren eben Vokabeln mit denen ich noch nie etwas zu tun hatte. Tinas Schwester Eva kam mit der voll gepackten Krankenhaustasche, damit sie mit Waschzeug und allen nötigen Dingen versorgt war.

Die ersten Anrufe kamen auf Tinas Handy. Schnell hatte sich im Freundeskreis herumgesprochen was los war. Tina gab bereitwillig Erklärungen und hörte sich die Mut machenden Sätze an. Klar könne man sie besuchen, jederzeit.

Der Abend kam und dann die Nacht. Die erste Nacht, in der wir sie in diesem Klinikkomplex allein lassen mussten. Wir verabschiedeten uns. Ich strich ihr über die Haare und gab ihr einen Kuss auf die Stirn und ich sagte zum ersten Mal den Satz, den ich noch viele male wiederholen sollte: „Alles wird gut.“

Am nächsten Morgen musste ich realisieren, dass mich kein Albtraum aufgeschreckt hatte sondern die harte Wirklichkeit. Ein hastiges Frühstück, dann waren wir wieder am Krankenbett. Unsere Tochter machte einen gefassten Eindruck. Weitere Freundinnen hatten sich für den Nachmittag angemeldet. Per Handy kamen Mutmachparolen und Anfragen. Nach der Chemotherapie fühlte sie sich ein bisschen müde aber sonst ganz normal, seufzte sie lächelnd. In der Nacht, als mich die Gespenster in Form von Sorgen und Ungewissheit anfielen hatte ich fol-

